

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißiger Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.



No. 4.

Donnerstag am 21. Juli.

1853.

Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten.

Von  
Ernst Friese.

Die Brüder.

(Fortsetzung.)

Die Auslassung der Mutter machte die ganze Geschichte eher confus, als klar. Bald sagte sie ja — bald nein! Sie erzählte die Vorfälle des Tages, wo Meier zum ersten Male nicht erschienen sei. Sie wußte fast Wort für Wort, was sie mit Philipp über ihre Heirath gesprochen hatte. Dann beschwor sie wieder hoch und theuer, daß Philipp ein zu ruhiger und sanftmüthiger Mensch sei, um so rasend wild einem Menschen nach dem Leben trachten zu sollen — er habe auch nie Streit mit Meier gesucht, überhaupt friedlich wie ein Mädchen, und sanft wie ein Kind, gelebt. Er habe sich zwar alles gleich zu Herzen genommen, sei dann aber nur still und tief betrübt. Das habe ihr Mutterherz immer so sehr geschmerzt, daß sie seinem betrübten Gesichte eher etwas zu Gefallen

gethan habe, als den festen und männlichen Worten seines Bruders, der sehr leicht heftig, ja jähzornig werden könne. Sie schloß ihre Aussagen mit bitteren Thränen und meinte: wenn nicht der böse Geist damals in sie gefahren gewesen wäre, so hätte sie nimmermehr ihre Söhne durch eine so unkluge Heirath kränken können.

Heinrich wurde nun auch vorgesordert. Als er eintrat, sahen sich die Gerichtsbeamten frappirt an. Es war etwas Imposantes in der Erscheinung des jungen Mannes — ein Ausdruck, den Niemand verstand, Niemand verstehen konnte, beherrschte seine schönen kräftigen Züge, — sein Gesicht war todtenbleich — sein Auge strahlte in einem unnatürlichen Glanze — eine tiefe, innere Erschütterung schien ihn noch eben durchschüttelt zu haben und dennoch stand er ehern wie eine Statue da und beantwortete ruhig die üblichen Generalfragen.

Auch er schwor, daß sein Bruder nicht ein Kind kränken, geschweige einen Mann erstechen könne. Als man ihm entgegenete: sein Zeugniß würde wenig helfen, wenn er nicht den unumstößlichen Beweis führen könnte, daß Philipp den Meier wirklich nicht erstochen habe, da fragte er



bestimmt und ruhig: „die vorhandenen Beweise würden also hinreichend sein, meinen Bruder der Todesstrafe schuldig zu erklären?“

„Jedenfalls“ — meinte der Richter leicht hin.

Ein Lächeln, gemischt aus Behmuth, Mitleid und Nichtachtung überslog die Mienen des jungen Mannes. Dann bat er, seinen Bruder im Beisein der Richter sehen zu dürfen. Man machte einige Schwierigkeiten, hatte Bedenken, fürchtete Beeinträchtigen der Wahrheit — endlich gab man nach und ließ Philipp hereinführen.

Er trat ein. Sein Gesicht, sonst frisch und blühend, war gebleicht in der Kerkerluft. Der Druck der Beschuldigung hatte seinem jugendlichen Körper den Stempel der Hinfälligkeit aufgeprägt, aber sein Auge war frei und fröhlich, als es auf seinen Bruder fiel. Er streckte ihm beide Hände entgegen. „Ach Heinrich, lieber Heinrich, bist Du da! Du willst mich gewiß besuchen? Nicht wahr, Du glaubst es doch nun nimmermehr, daß ich den Blasemeier ermordet habe?“

Heinrich stand regungslos und starrte seinen bleichen Bruder an. Er nahm die weich gewordenen Finger desselben in seine beiden arbeitserauben Hände — seine Lippen bebten, seine Augen füllten sich mit Thränen. „Philipp,“ begann er dann unendlich zärtlich, „Philipp, wie könnte ich wohl glauben, daß Du den Meier ermordet hättest, da ich selbst, ich selbst es gethan habe!“

Philipp sah ihn erlaunt an. Die Richter horchten hoch auf.

„Ja, meine Herren, Sie hören es — ich habe den Musikus Meier ermordet — ich habe ihn erstochen! Schreiben Sie das nieder — lassen Sie diesen armen, gequälten Menschen frei und führen Sie mich in seinen Kerker. Ich bin der rechte Mörder! Gott soll mich bewahren, daß ich noch einen Mord — noch dazu einen Brudermord auf mein Gewissen lade. — Ich trage genug an dem Einen.“

„Es ist nicht wahr“ — rief, jetzt erst aus seiner Erstarrung erwachend, Philipp heftig aus, „es ist nicht wahr! Er sagt das nur um mich frei zu machen — es ist nicht wahr, glauben Sie ihm nicht!“

„Es ist wahr!“ erwiderte Heinrich. „Reiche

mir die Hand und vergieb mir, daß ich so selbstsüchtig war mit diesem Geständniß zu zögern — ich dachte nicht, daß man Dir was anhaben könne — ich dachte, es müsse jedem gleich klar werden, daß Du keinen Menschen angreifen und todtstechen könntest — Vergieb mir! — Nun hören Sie meine Herren! Ich kam am Abend des sechszehnten Mai aus der Stadt zurück, wo ich Einkäufe gemacht hatte. Ich trug einen Quersack über der Schulter und einen Kober in der Hand. Als ich mich dem Dorfe näherte, verließ ich die Heerstraße und schlug den Seitenpfad nach dem Walde ein, der zwar nicht näher, aber weit angenehmer ist.

Als ich mich dem Walde näherte, sah ich zwei Gestalten darin verschwinden, die meine Aufmerksamkeit erregten. Ich glaubte nämlich meine Mutter in der Frauengestalt zu erkennen, während ich den Musikus Meier mit Bestimmtheit erkannte. Es überließ mich siedend heiß. Ich wußte, daß Meier meine Mutter mit Bitten bestürmte seine Frau zu werden — meine Herren,“ setzte Heinrich ganz leise hinzu, „Meier war ein sehr dreister, unverschämter aber schöner Mann, dem die Frauen selten widerstanden.“

Wie Feuer lief es durch mich hin — ich stürzte wie rasend den Berg hinauf, alle die zornigen Gefühle, die schon längst in mir schlummerten, erwachten und ich nahm mir vor, wie ich es auch finden sollte, einen entscheidenden Austritt herbeizuführen.

Zuerst gelang es mir nicht ihre Spur zu finden. Ich hatte den rechten Weg verfehlt, als ich von zwei schmalen Waldpfaden den zunächst in's Dickicht führenden wählte. Dann aber belehrte mich ein zärtliches Lachen und Rosen, daß das Pärchen unfern des gewöhnlichen Weges im Moose Platz genommen hatte und sich den unzweideutigsten Liebeskosungen überließ.

Gottlob — es war meine Mutter nicht, sondern eine Frau aus dem benachbarten Dorfe, die bis dahin den unangetasteten Ruf der Ehrbarkeit für sich gehabt hatte. Also auch sie hatte sich von dem hübschen leichtfertigen Kerl zur Untreue verleiten lassen. Dieser Gedanke regte meine ganze Galle auf und erweckte eine solche Verachtung gegen beide Sünder in mir, daß ich im Vorübergehen ausspie! Das reizte den Musikus. Er sprang auf,



verrannte mir den Weg, streckte seinen Arm bezeichnend gegen mich und schrie drohend: „Bube, wag' das noch einmal!“

Ich stellte mich ihm fest entgegen; er legte die Hand an meinen Quersack, um ihn von den Schultern zu reißen.

„Wart', ich will Dir beweisen, wer und was ich bin,“ schrie er dabei. Her mit dem Kaffee und mit dem Zucker —“

Ich hatte wirklich beides im Sacke.

„Weißt Du, wozu das eingekauft ist, Du Selbsthabel? — Zu meiner Hochzeit mit Deiner Mutter! In vier Wochen werden wir uns anders sprechen!“ —

Bei jeder andern Gelegenheit, zu jeder andern Zeit würde ich eine so unverdächtige Rede gebührend bestraft haben, allein die Ueberzeugung, daß aus Meier der Geist des Brantweins mehr spreche, als die Vernunft und die Freude, meine eigene Mutter nicht auf niedrigem Wege gefunden zu haben, machten mich nachsichtig. Ich antwortete ihm kaltblütig: „das wird sich finden! Meine Mutter ist eine zu vernünftige Frau, um solch' einen Keil zu heirathen“ —

„Die vernünftig?“ rief Meier verächtlich lachend. „Sieh mal zu, ob sie nicht toll wird, wenn ich nicht will! Frage sie mal, ob sie nicht will! — Sie will ganz gewiß — lieber heute, als morgen. Bürschchen — frage sie nur!“ —

Sein Hohn verletzte mich tief. Ich fühlte, daß er Recht hatte. Aber ich bezwang mich abermals und ging rasch und ohne eine Antwort zu geben, vorwärts. Ach, meine Herren, der Böse hatte an diesem Tage das Regiment. Mein Vorsatz war gut, ganz gewiß ehrenhaft und gut, wie es einem Sohne geziemt. Ich wollte mit meiner Mutter reden, wollte ihr den Vorgang im Walde erzählen, wollte sie beschwören, sich wenigstens nicht zu übereilen — aber von allem geschah nichts! Ich kam durch die Hintertür in's Haus, ging ungehört und ungesehen in die Wohnstube, wurde hier Ohrenzeuge von Erklärungen, aus dem Munde meiner sonst so rechtschaffenen Mutter, welche mir deutlich verriethen, wie mächtig die Gewalt des übermüthigen Musikus schon geworden war und mein Blut entflammte. Einen Moment drehte sich

alles mit mir im Kreise herum — es war mir, als müsse ich irgend etwas thun, um mir Luft zu schaffen.

Ich weiß nicht, wie ich meinen Zustand beschreiben und erklären soll. Dichte Wolken lagen vor mir — es schwirrte und tobte in mir — da erhob sich, wie ein böser Geist, eine Stimme, die mir zuflüsterte: „bringe den Mann, der so vielen Herzeleid macht, von der Erde — schaffe ihn fort! Ich griff mechanisch nach meinem Stocke, den ich in die Ecke gestellt hatte, — ich muß dabei das Messer meines Bruders ergriffen haben, obwohl ich das Meinige immer bei mir trage, und statt meines Stockes den seinigen mitgenommen haben — und rannte toll und blind hinaus in den Wald, wo der elende Mensch wahrscheinlich noch immer mit der Ehefrau eines andern tändelte.

Eine feste Absicht hatte ich nicht. Es tönte nur immer in mir; — bringe ihn von der Erde! Bringe ihn aus der Welt! —

Meier war stärker und größer als ich. Wollte ich ihn angreifen, so konnte es doch sein, daß er mich leicht überwältigte. Dann war ja auch noch die Frau bei ihm, die Hülfe herbei holen konnte — daraus ist schon ersichtlich, daß ich blind darauf losging und im Rauiche der Verzweiflung und des Hasses auf nichts achtete, als auf die emporröthete Stimme meines Herzens. Ich war im eigentlichsten Sinne rasend vor Wuth. Bald stand ich auf der Stelle, wo ich das Bärchen verlassen hatte. Die Frau war fort, aber Meier saß gegen einen Baum gelehnt und schnitt sich eine Weidenröbte. Er lachte hell auf, als ich, wie rasend daher stürzte. „Aha mein Söhnchen, steht's so?“ höhnte er mich. „Mutterchen schickt Dich wohl mit Quersack und Kober her zu mir — gieb nur her, was drinne ist“ —

Jetzt erst merkte ich, daß ich den Quersack und Kober fleißig in der linken Hand trug.

„Na, was sagte denn Mutterchen?“ — Er blinzte lästern mit den Augen. „Sie will mich heirathen — ich seh's schon an Deinem wüthenden Gesichte!“ —

Mit einem Sage war ich bei ihm, faßte ihn an der Gurgel und rief: „bete — bete — es ist Dein letztes Stündlein! Ich will die Welt von Dir, Du Ungeheuer, befreien!“

Meier war stark gebaut und sehr kräftig. Nur



der erste Schreck machte ihn sprachlos und unfähig zum Handeln. Als der überwunden war, versuchte er mich abzuschütteln und aufzustehen. Halb gelang es ihm. Er schimpfte mich — ich blieb ihm keinen Schimpfnamen schuldig und nannte ihn einen gottvergessenen Ehebrecher.

„Ehe ich dulde, daß Du mein Vater wirst, ehe ich zugebe, daß Du unser Hab und Gut verprassest, lieber morde ich Dich! Gibst Du Deinen Plan auf, meine Mutter zu heirathen?“ fragte ich zähneknirschend.

Er lachte: „warte nur, Knäbchen, Jüngelchen, Püppchen! Warte nur, kleiner Kobold — ich will nur noch eine Ruthe für Dich binden, wenn Du heute Nacht Lust kriegen solltest zu schreien — heute Nacht ist Hochzeit, Kind — ja, ja, heute schon!“

Meine Raserei hatte nun ihren höchsten Grad erreicht. Ich ließ ihn los, griff in die Tasche und rannte ihm, ehe er sich nur besinnen konnte, das Messer tief in die Brust hinein. Jetzt sprang er vom Boden auf, ergriff meinen Stock und drang rasend auf mich ein. Wir rangen lange mit einander. Meier stöhnte seltsam. Wir waren im Kampfe vom Wege abgekommen und hatten uns der wüsten Ecke — so nennt man diese Stelle des Waldes — nach und nach genähert. Plötzlich wankte er, trat mehre Schritte rückwärts und stürzte dann hintenüber mitten in das Gestrüpp hinein. Jetzt erfaßte mich ein furchtbares Grauen, und kaltes Entsetzen lähmte meine Glieder. Ich horchte, über die Haselbüsche geneigt, eine Minute — es blieb still darunter, todenhaft still! Ich stürzte hinweg und kam erst wieder zur Besinnung, als ich unsere Garterpforte erreicht hatte. Meinen Quersack und meinen Kober hatte ich im vollen Laufe von der Erde empor gerafft beim Vorüberkommen — weiter vermißte ich nichts im ersten fürchterlichen Augenblicke nach vollbrachter That. Als ich am nächsten Morgen meinen Stock vorfand und mein Messer in der Tasche entdeckte, da glaubte ich nicht anders als meine Geistesgegenwart habe mich eben so gut zu diesen Dingen greifen lassen, als zu dem Quersack und Kober. Ich dachte, ich hätte das Messer sogleich nach dem Stiche wieder herausgezogen. — Jetzt ist es mir klar, daß ich das Messer meines Bruders unbewußt ergriffen und mitgenom-

men und ebenso meinen Stock stehen gelassen und den von Philipp erfaßt habe. Wäre mir dieß früher eingefallen, so hätte ich wahrhaftig das Grausen überwunden und hätte diese verrätherischen Gegenstände von der Leiche entfernt. Gott hat es nicht gewollt, daß meine That verborgen bliebe, sonst wäre mir, beim wiederholten Suchen nach Philipps verloren gegangenen Messer, doch wenigstens ein Mal der Gedanke daran gekommen. Philipps Stock ist gar nicht von uns vermißt worden, weil er ihn im Sommer nie braucht. Bisweilen peinigte mich aber die Erinnerung an etwas zerbrochenen. Trotz meiner blinden Wuth, die mein Gedächtniß gänzlich umflort hielt, erinnerte ich mich, daß Meier meinen Stock gegen mich erhoben hatte und daß der Hieb unfehlbar tödtlich geworden wäre, der meinen Kopf treffen sollte, wenn seine Kraft nicht die Zweige des Gebüsches aufgehalten hätten. Dabei knackte der Stock, als sei er zerbrochen. So oft mir dieß in den Sinn kam, nahm ich ängstlich meinen Stock zur Hand und prüfte ihn von allen Seiten. Da ich aber nach wiederholten Besichtigungen niemals eine Spur von Verletzung fand, so beschwichtigte ich mich mit dem Gedanken: es sei ein starker Zweig des Gebüsches zersplittert. Jetzt weiß ich freilich, wie es möglich war, daß mein Stock unverfehrt blieb.

Nach der Ermordung Meiers zu meiner Braut zu gehen, war mir unmöglich, deshalb legte ich mich unter dem Vorwande der Ermüdung zu Bette. Auch an den nächsten Tagen hielt ich mich fern von aller Gemeinschaft mit ihr sowohl, als mit meinem Bruder und meiner Mutter. Dadurch entging diesen allen meine tieftraurige, bisweilen verzweifelte Stimmung. Wenn sie nun in der Gegenwart meiner Angehörigen hervorbrach, so schoben sie derselben andere Gründe unter. Todesfurcht, Hochmuth und Selbstsucht ließen mich zaudern, als die Verdachtsgründe meinen Bruder trafen, aber es ist bei Gott im Himmel niemals mein Wille gewesen, dem unschuldigen Menschen meine Schuld aufbürden zu lassen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß gegen ihn irgend ein Verdacht Stich hielt. — Als ich hergesordert wurde, stand mein Entschluß fest. — Ich habe gestern von allem, was mir lieb und theuer war, Abschied genommen!“ —



Heinrich schwieg erschöpft. Eine Todtenstille im Verhörzimmer verrieth den Eindruck, den dieses Bekenntniß gemacht hatte. Philipp war trostlos. Er warf die Arme um Heinrich's Hals und weinte bitterlich.

„Ich habe nun die Wahrheit gesagt, meine Herren,“ begann Heinrich nach einer langen Pause wieder, „kann ich denn wohl hoffen, daß mein Leben bald vorbei sein wird?“

Der Richter suchte die Achseln. „Es ist gar nicht gewiß, daß Du Dein Leben lassen mußt, meinte er beschwichtigend.“

„Ich will und werde mein Leben lassen,“ entgegnete Heinrich hoch aufgerichtet. „Ich werde sterben, wenn ich nicht gerichtet werde. — Soll ich ein Leben wünschen zwischen Mauern und in Gemeinschaft mit Verbrechern? Eilen Sie, meine Herren, eilen Sie, damit ich nicht der Gerechtigkeit vorgreife. Ich will eine Zeitlang ruhig und geduldig warten, aber — eilen Sie! — Leb wohl, Philipp! Nimm Dich meines armen Mädchens an — tröste Johann, unterstütze sie, liebe und achte sie! Laß es unserer Mutter nie, nie entgelten! Hörst Du, nie entgelten, was sie eigentlich verschuldet! Laude mich nicht mit Deinen Thränen!“ —

Zwei Tage darauf wurde Philipp entlassen und er ging in seine Heimath zurück ohne seinen Bruder wiedergesehen zu haben. Er betete täglich für ihn. —

Die Untersuchung schleppte sich langsam fort. Nach jahrelangen Inquiriren, nach der ängstlichsten Zusammentragung aller Beweise und der mühevollsten Feststellung jeder Einzelheit erfolgte endlich das Erkenntniß, wie Heinrich Wagener es sich schuldigst gewünscht hatte. Er wurde zum Tode verurtheilt! Sein Defensor hatte versucht, durch Beweisführung: „daß der Inquisit nach nicht vorher reiflich überlegten Pläne gehandelt habe,“ die Todesstrafe bis zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe zu modificiren, allein seine menschlich gutgemeinte Bemühung scheiterte an der späterhin seinem ersten Bekenntnisse zugefügte Erklärung des Wagener: daß er ein auf dem Tische liegendes Messer jedenfalls in dem festen Vorsatz mitgenommen habe, mit diesem Messer das Leben des Musikus Meier zu beenden. Die weitere Einwendung des Defensors „daß der Inquisit wegen

des starken Affektes seiner Sinne nicht mächtig zu nennen sei,“ wurde durch die deutliche Erklärung Wageners bekämpft: daß er mit diesem Morde etwas Gutes beabsichtigt habe, da der Musikus Meier der Schrecken aller Ehemänner gewesen sei und daß er namentlich fest entschlossen gewesen wäre, um jeden Preis die lächerliche Heirath seiner Mutter mit dem zehn Jahr jüngern Mann zu verhindern.

Seine Erbitterung hatte ihn also wohl augenblicklich der Freiheit der Gedanken beraubt, aber, nach dem Ausspruche der verurtheilenden Richter, nicht der Freiheit des Handelns, nachdem er wenigstens eine halbe Stunde gebraucht hatte, um den Weg zu dem Musikus wieder zurückzumachen. Die Ausführung der That war ihnen hinreichend Garantie für die strafwürdige Absicht. In allen Instanzen bestätigt, blieb zuletzt nichts übrig, als an dem unglücklichen Mörder die Strafe vollziehen zu lassen. Er ging mit ruhiger, freudiger Fassung seinem Tode entgegen! — —

— — Zwei Jahre waren verflossen. Die Hinrichtung Heinrich Wageners war seit einigen Monaten erfolgt und das Ereigniß im Gewühle der Weltbegebenheiten längst versunken. Nur in dem Erdwinkel, welcher die Heimath des unglückseligen Mörders war, hing es noch in seiner gespenstischen Größe über den Gliedern der Familie und trübte das stille Lebensglück derjenigen, die ihm angehört hatten.

Die Mutter war bis zur Schwachsinigkeit hinabgesunken unter dem steten Bewußtsein: Du bist der Mörder Deines Sohnes! Du hast ihn durch Dein Betragen dazu getrieben, eine Blutschuld auf sich zu laden! Du hast sogar den Verdacht auf ihn gelenkt durch Deine übereilte Anklage! Du hast ihn verrathen!“

Es war nicht möglich, ihr begreiflich zu machen: daß sie nur vorgegriffen habe, daß es unzweifelhaft hätte entdeckt werden müssen, da das Messer und der Stock verrätherisch genug gewirkt haben würden. Sie blieb hartnäckig bei der Qual ihrer Selbstanklagen und sie hatte theilweise Ursache genug dazu. Ihr Sohn Philipp that sein Möglichstes, um sie zu trösten; aber zu erheben, zu erheitern vermochte er sie nicht. Er war selbst zu traurig und der



tägliche Refrain seiner beklagenswerthen Mutter: „warum wollte ich den Meier heirathen! Hätte ich das nicht gewollt, so wäre das Unglück nie geschehen!“ fand ein zu wahres Echo in seinem eignen Herzen, als daß er eine Widerrede gewagt hätte.

Bei der innern Leidenschaftlichkeit ihres Charakters war es nicht abzusehen, wohin zuletzt diese ewige Dual der Gewissensbisse führen werde. Philipp selbst fürchtete das Aergste.

(Schluß folgt.)

## Alexander Fischer.

(Eine biographische Skizze. \*)

Wenn der Herausgeber eines vor nun schon zehn Jahren geschaffenen Werkes es übernimmt, mit der Veröffentlichung desselben den fast vergessenen toten Autor wieder in das Publikum einzuführen, so hat seine Situation dabei insofern etwas eigenthümliches, als bedeutende und befreundete literarische Zeitgenossen Alexander Fischers der lebenden Gegenwart noch angehören, und also ihnen das Recht solcher Einföhrung eher zustehen möchte, als einem jungen Schriftsteller, dessen Name durch flüchtige Leistung hier und da noch nicht den Klang erhalten konnte, den langjähriges literarisches Wirken oder ein reich einschlagendes Werk geben. Wenn aber auf der andern Seite die Erfahrung hinlänglich gelehrt hat, daß keiner dieser Zeitgenossen, wahrscheinlich in der Ueberfülle des eignen Schaffens und Vorwärtstrebens, Zeit genug gefunden hat, einen Akt der Pietät gegen Alexander Fischers zu früh geschiedenes Talent auszuüben, so kann der Herausgeber unbedenklich dem Rufe eines nahen Freundes des Todten folgen und in diesen Blättern dem Publikum ein Werk vorlegen, das in Wahrheit ein besseres Loos verdient hat — und hoffentlich erreichen soll und wird, als im Staube der Bücherballen zu vermodern. Das Trauerspiel *Naußkaa*, welches uns von diesem Freunde, der im Besitz desselben seit dem Tode Fischers war, zur Herausgabe übergeben worden, mag für sich selbst sprechen. Für diejenigen, welche

\*) Als Vorwort zu dem Trauerspiel „Naußkaa.“

etwas näheres über die Person und Leben des Dichters erfahren möchten, sind die nachfolgenden Zeilen bestimmt, deren Kürze und mögliche Dürftigkeit man mit dem nicht allzureich vorliegenden Material entschuldigen mag.

Alexander Fischer wurde zu Peteröburg geboren. Seine Familie gehörte zu den in Rußland eingebürgerten Deutschen, welche das germanische Element inmitten des slavischen aufrecht erhalten. Ihre Zahl in den Ostseeprovinzen und der Hauptstadt des Reiches geben diesen Deutschen eine gewisse Concentration, wie ihnen Bildung, Vermögen oder Beruf die allgemeine Achtung sichern. Ueber seine frühere Erziehung und Ausbildung ist wenig in Erfahrung zu bringen gewesen — er erhielt, soweit dies in Rußland zu ermöglichen, eine wissenschaftliche Grundlage \*) und gegen das Jahr 1833, wahrscheinlich nach vielen Erörterungen und Erwägungen, die Erlaubniß, wie die Mittel zu einer mehrjährigen Uebersiedelung nach Deutschland. Alexander Fischer kam nach Leipzig, damals einer der Brennpunkte des deutschen Geisteslebens, welches durch die Julirevolution angeregt und zum Durchbruch gekommen war. In den Strudel dieses noch etwas wilden Treibens stürzte sich der feurige junge Geist ohne weiteres Besinnen — seine poetische Kraft begann sich zu regen und mitten in dem Vorwärtstreiben, Streben und Kämpfen, dem wir in vieler Zeit allwärts begegnen, keimten die Stimmungen und Zustände, die einen von Deutschlands hochbegabtesten jungen Dramatikern früh hinwegreißen sollten.

Wenden wir uns aber zunächst der Rückseite seines Leipziger Aufenthalts, seinem poetisch-literarischen Leben zu. Es lebte in den Jahren zwischen achtzehnhundertunddreißig und vierzig schon die Abnung von der Wiederauferstehung der Bühne, es war die Zeit in der Grabbe \*\*) seine letzten wildegemialen ungebeuerlichen Trauerspiele herauszuschleuderte, in welcher Julius Moser ohne sonderlichen Erfolg, aber mit immer regem Schaffenstrieb seine Dramen dichtete, in der Immermanns

\*) Besonders ein tüchtiger Schatz von Wissen in Bezug auf neuere Sprachen und neuere Literatur wurde ihm zu Theil.

\*\*) Den Alexander Fischer hochverehrte.



Theaterunternehmen in Düsseldorf die Blicke der Hoffenden für die Kunst auf sich lenkte. Alexander Fischers Denken und Dichten wandte sich mit schnellreinem Entschluß der Bühne zu.

Er schrieb ein Trauerspiel „Michael Serveta,“ von dem sich unsres Wissens nichts erhalten hat; er überlegte Shakespeares „die beiden Götzen von Verona“\*) und begann im Jahre 1837 seine einzige veröffentlichte historische Tragödie „Mas' Aniello.“\*\*)

Ungefähr um dieselbe Zeit vereinigte er sich mit Ernst Willkomm zur Herausgabe der „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater,“ welche bedeutend in ihrer Art im Jahre 1838 doch (jedenfalls aus Mangel an Unterstützung von Seiten des Publikums) wieder aufhören mußten. Alexander Fischer vollendete indeß seinen kräftigen und ursprünglichen „Mas' Aniello“ den er — nachdem mehrere Versuche, ihn durch Darstellung auf der Bühne ins Leben zu rufen — mißglückt waren — im Jahre 1839 im Druck erscheinen ließ. In seinen mitgetheilten Briefen ist die Rede von einer Tragödie „Napoleon.“ Dies war seine Lieblingsidee und sollte später sein Hauptwerk werden. Vor der Hand reiste während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Leipzig der Plan zur „Mauskka“ in ihm. Er schuf auch die Dichtung zu einer historischen Oper „Conradin,“ welche durch einen unglücklichen Zufall nach seinem Tode verloren gegangen zu sein scheint.\*\*\*)

Während dieser Arbeiten aber begann ihn die eberne Hand der geistigen Zerrüttung, unmerklich erst, und stärker und immer stärker dann zu erfassen.

\*) Im Jahre 1839 auch zwei Lustspiele Sheridans. Leipzig, J. G. Hinrichs, 1839.

\*\*) „Mas' Aniello,“ geschichtliche Tragödie in fünf Akten von Alexander Fischer. Leipzig, Hartmann, 1839.

\*\*\*) Alexander Fischer gehörte zu den von der Natur glücklich Begabtesten in Bezug auf sein Organ, welches von einer ungewöhnlichen Tiefe und Biegsamkeit war. Er hatte sich zum trefflichsten Vorleser ausgebildet und würde als Schauspieler eine glänzende Karriere binnen kurzer Zeit gemacht haben. Er hatte indeß die wenigste Neigung hierzu, so sehr er auch der Bühne seine beste Thätigkeit widmete.

Die äußern Verhältnisse, die ihn umgaben, trugen dazu nicht wenig bei. —

Der Mangel alles öffentlichen Lebens in Rußland hat einerseits den vortheilhaften Einfluß gehabt, das Familienleben in jener wahrhaften Herzlichkeit und wirklich empfundenen Gemüthlichkeit zu erhalten, ohne welche dasselbe eigentlich jeden Werth verliert und zur liebgeheuvelten Gewohnheit wird. Für Alexander Fischer jedoch war der (stets einseitige) Einfluß dieses Familienlebens insofern von Nachtheil gewesen, als er ihm zum unabweisbaren Bedürfniß geworden schien. Die Anlehnung, welche unter verschiedenen Umständen eine Familie zu bieten vermag, ging ihm verloren — ohne daß er in Leipzig eine andre hatte. Denn unter allen deutschen Städten ist Leipzig vielleicht diejenige, deren Bewohnerschaft der Vorwurf der Kälte, vorzüglich gegen Fremde, auch durch beinahe die meisten Kreise hindurch, mit vollem Recht trifft, und unmöglich konnte sich der Dichter an solchem Orte wohl und heimisch fühlen. Umso mehr, als einige der Freunde, die er so glücklich gewesen war zu finden, Leipzig verließen. Sein offnes Vertrauen wurde mehrfach getäuscht, er wurde hintergangen und schwerer, als andre, traf ihn eine solche Erfahrung.

Dazu kam noch, daß Alexander Fischer, obwohl sonst körperlich gesund, sehr wahrscheinlich an den Nachwehen einer im ersten Jünglingsalter begangnen Thorheit litt. Er glaubte sich bald krank und die sonderbarsten, geiststörendsten Einbildungen stellten sich bei ihm ein. Er träumte sich durch einige Aerzte fortwährend beobachtet, er hielt sich für vergiftet und floh deshalb die Berührung mit Menschen, er schloß sich tagelang in seinem Zimmer ein, um müßigen Grübeleien und Träumereien nachzuhängen. Eine peinigende Sorge, daß man ihm seine Ideen und Entwürfe rauben könne, war ihm gleichfalls eigen. Hier und da hat die Folge bewiesen, daß er so Unrecht nicht hatte. Zu alle dem kamen noch äußere Bedrängnisse. Seine Familie, die ihn anfangs reichlich unterstützte, wünschte erst und forderte dann seine Heimkehr nach Petersburg, gegen die sich (s. die Briefe) sein ganzes Wesen sträubte. Als er nicht kam, glaubte sie wahrscheinlich seinem „Starrsinn“ am ehesten durch



Entziehung der Existenzmittel zu begegnen, ein Verfahren, das an Alexander Fischers Entschlüssen zwar nichts änderte, aber ihn, der der Entbehrung völlig ungewohnt war, oft in die bitterste Noth versetzte. In solcher Lage wandte er sich an den vertrautesten seiner Freunde, der damals in Freiberg lebte. Er theilte ihm offen seine innere und äußere Rathlosigkeit mit, der Freund wußte keinen andern Ausweg, als ihn einzuladen, seinen Wohnsitz in Freiberg zu nehmen. Nach mehrerem Hin- und Herschreiben folgte Alexander Fischer diesem Rufe.

Hier in Freiberg, entfernt vom Gewühl des Tages, im fortwährenden Umgange mit seinem Freunde, der schonungelos gegen seine Schwächen und geistigen Verirrungen ankämpfte, in vielfache Beziehungen und heitere Kreise gebracht, denen er bald willkommen wurde, im Genuß der Natur erstarfte er bald so weit, daß er neu schaffen konnte. Er begann und vollendete in den anderthalb Jahren seines dortigen Aufenthaltes die „Nausikaa.“

Und doch war seine geistige Herstellung eine sehr bedenkliche. Wie somnambulisch lebte er nur in seinem Freunde, dieser bildete seinen Halt und seine Stütze, niemand ahnte etwas von seinem wahren Zustande, weil er, so lange der Freund vorhanden, einen Haltepunkt besaß. Dieser verließ Freiberg.

Schnell kehrte bei Alexander Fischer der frühere Zustand zurück. Daß dies der Fall sein könnte, hatte der Freund, der ihn völlig geheilt wähnte, nicht geglaubt. Er verfiel wieder in den Trüb- und Tiefstimm, der ihn veranlaßte, stundenlang (zum großen Nachtheil seiner Gesundheit nebenbei) auf dem Sopha zu liegen.

Seine Armuth wurde ihm jetzt drückender als je. Schon wies er die Unterstützungsvorschläge eines Bekannten mit den Worten: „ich wil Dein Haus nicht mit einem Selbstmord beflecken“ zurück. In einem Anfall völliger Verzweiflung und Trostlosigkeit machte er am 1. April 1843 Abends neun Uhr seinem Dasein durch einen Pistolenschuß ein Ende. Er wohnte damals im Oberhof zu Freiberg und starb, nach dem Stadtkrankenhause gebracht, erst am Abend des 2. April. Sein Begräbniß war ein stilles, nur außerhalb der Stadt durften ihn seine Freunde zu Grabe geleiten.

Da habt ihr ein deutsches Dichterleben! Es sind schon so viele gezeichnet worden mit gleichen Farben von Christian Günther, der in Frost und Hunger unterging, vom dahinstechenden und darabenden Bürger herab bis auf unsre Tage. Sehen wir ab von den Klagen über das Vaterland, das seine besten Talente vergiftet und übersteht — es ist manches besser geworden, und wir wollen hoffen, daß es immer besser werde. Nur noch wenig Worte. Seit wir von einer deutschen Poesie und Literatur überhaupt sprechen, hat in ihr das Titanenthum, das Ringende und Kämpfende, die Welt Verhöhnende und den Gott Herausfordernde eine Stätte gefunden. Die großartigsten Erscheinungen in der Geschichte unsrer Dichtung gehören ganz — oder theilweise diesem Titanenthum an. So, wenn wir auch dabei nicht mehr an die Gestalten der Sturm- und Drangperiode, an einen Venz und Klinger denken dürfen, ist es noch heute. Nur wenigen unserer werdenden Poeten ist es gegönnt von vornherein mit Ruhe und Plastik des Geistes ihr Streben zu beginnen und in stets selbstbewußter Einsicht nach und nach zu dem Höchsten der Kunst vorzudringen. Und diese wenigen sind gewöhnlich die saubern netten Talente, denen das Triviale immer mehr Gefahr droht, als das Gemeine, das Spielende, als das Ungeheure, und die wohl nicht in innerer und äußerer Noth, sondern in dem seichten Wasser der gläubigen oder eleganten Theezirkel untergehen können. Sonst aber beginnen unsere Dichter ihre Entwicklung vor den Augen des Publikums, müssen sie beginnen mit Unreife, Unfertigen, aus dem heraus, wenn die Folge es gestattet, die Kritik die Keime des Großen finden will, die schwerlich darin gelegen — dann kommen sie zu der Periode der eingesognen, aber nicht geordneten Ideen, in der gewöhnlich Formlosigkeit und Ueberstürzung herrschen, endlich beginnt ein unaufhaltsames, aber mühevolleres Herausarbeiten aus diesem Chaos — bei dem mancher und wieder mancher bleibt.

Dabei ist Alexander Fischer geblieben. In seiner „Nausikaa“ gab er uns die sichere Bürgschaft, daß er gewiß zu jener ächt poetischen Ruhe des Geistes hätte gelangen können, wenn ihn die Kraft, gegen äußere und innere Hindernisse anzukämpfen, nicht



verlassen hätte. Wer möchte mit ihm rechten, daß er sich aufgegeben? —

Was es auch sei, daß ihm die nächste äußere Veranlassung geboten, sein Leben zu enden, er ging an dem Fluche des deutschen Dichters, nicht Prophet, sondern Titan sein zu müssen, unter. Die deutsche Poesie hat noch selten die Rolle der Loreley aufgegeben.

Einer seiner Freunde schrieb ihm die treffende Grabchrift:

Der nie die Ruhe hier oben fand,  
Er liegt jetzt still da unten,  
Der Glück und Frieden nie gekannt,  
Er hat es nur gefunden.  
So ruh' denn aus, du armes Herz,  
Von deinen Qualen, deinem Schmerz,  
Da wirst du schon gefunden."

Wir lassen zum Schlusse noch die wenigen Briefe Alexander Fischers an den mehr erwähnten Freiburger Freund, die sich zur Zeit noch in unsern Händen befinden, folgen.

## I.

(Vermuthlich vom Jahr 1838.)

Zu Ostern werde ich sehr wahrscheinlich eine Monatschrift, der Diamant herausgeben, conversational und kritisch. \* \* \* Wenn Du Lust hast, magst Du dafür einen Aufsatz über Immermann liefern. — Ich habe mich selbst jetzt ganz brillanten und demanten eingerichtet, bewohne herrliche Gemächer à la Jules Janin am Markte und nur drei Treppen und eine Treppe hoch. \* \* \* Mas' Aniello ist eben fertig und liegt gegenwärtig in Frankfurt zur Aufführung. Habe auch schon zwei Buchhändler für das Stück. Wie Liebhaber werden sie darum mit großem Eifer, es zu verlegen, aber mit wenig Lust, viel dafür zu geben. Ich muß schließen, denn meine Geduld ist zu Ende. Unverändert Dein Alexander.

## II.

(Von 1839.)

Man rath mir hier davon ab, nach Freiberg zu gehen; ich würde dort versauern, ich meine auch, mein Trübßinn wird von der Einsamkeit dort nur unterstützt werden. \* \* \* Du hast vollkommen recht, daß ich auf jeden Fall, ehe ich nach Petersburg gehe, noch etwas Tüchtiges publicirt haben

muß. Eine Theaterbearbeitung des Mas' Aniello wird jetzt dem Tied vorgelegt. Geb's der Himmel, daß es mir zum Heil ausschlage! \* \* \*

Ich habe die Uebersetzung des Sheridan übernommen, eben erscheint das erste Bändchen. \* \* \* — Anbei liegen zwei Briefe von Jugendfreunden von mir. Meine Mutter schreibt, daß sie große Sehnsucht nach mir empfinden. Ich habe lange nach dem Empfang der Briefe weinen müssen. Ich glaube, ich geh' unter, gräßlich unter, wenn ich nach Petersburg muß. Dein Alexander.

## III.

(1840.)

Wenn nur das Briefschreiben solchen Leuten, wie ich bin, nicht erst stets einen riesenhaften Entschluß zu stehen käme. K. peinigt mich mit seinen Besuchen. \* \* \* Er geht überhaupt nur mit mir um, um etwas von mir aufzuschnappen. Ich lasse mir's angelegen sein, ihn irre zu führen. D. wird nun allmählig mit seinem Romane fertig! \* \* \* Lies doch in der Eleganten den Aufsatz von Strauß über Hegel. Er hat mich auf die Phänomonologie des Geistes begierig gemacht. Ich lechze darnach! Nun eine Frage: kommst Du bald her? kommst Du später her? oder kommst Du gar nicht her? Eigentlich sind das drei Fragen. Beantworte sie, damit ich ja gleich meine Maßregeln darnach nehme. Mein Vater und meine Mutter wollen sehr, daß ich zurückkomme, ich werde ihnen den Gefallen thun müssen; ob ich hier zu Grunde gehe oder irgendwo anders, ist gleich. Nach Ostern wirst Du wohl mich nicht mehr hier treffen.

Kannst Du Dich noch der Petersburger Novellen erinnern? Ich habe eine Tragödie darauf gebaut. Manche Scene liegt im Vulte fertig. Den Plan, den ich vorigen Frühling niedergeschrieben, habe ich vor kurzem revidirt und verändert. Ich möchte ihn gern mit Dir durchsprechen. Hier kann mir Niemand nützen. Es kann mir daraus viel gestohlen werden. Was bei mir häufig vorgefallen. Es ist eine Bürgertragödie auf historischem Grunde. An Napoleon denk' ich oft! — Er soll ein großartiges Drama werden, geb's Gott! ich geh wohl darüber zu Grunde. Schreibe mir auf der Stelle! Lebe wohl! unverändert Dein Seltsamer.

Leipzig, den 30. Juni 1853. Adolf Stern.



## M a u s i k a a.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

Alexander Fischer.

(Den Bühnen gegenüber als Manuskript.)

### P e r s o n e n.

Odysseus.

Alkinoos, König von Phäakia.

Fürst Laodamas, dessen Sohn.

Euryalos

Ittan

} Fürsten und Freier der Naufikaa.

Noch neun Fürsten.

Demobokos, ein blinder Sänger.

Fünf Schiffer.

Gäste, Tänzer, Sklaven und Volk.

Krete, Gemahlin des Alkinoos.

Naufikaa, ihre Tochter.

Eurymedusa, Amme

Heliadora, Gespielin

} der Vorigen.

Mehrere Mädchen.

Schauplatz: die Insel Phäakia.

### Erster Aufzug.

#### Erste Scene.

Im Hintergrunde das Meer und rechts davon verkrüppeltes Strauchwerk, welches im Vordergrunde in Pinien und Ahern ausläuft.

#### Odysseus

(im Hintergrunde.)

O Glend sonder Ende!

O unglücksel'ger Mann ich!

Mich martert der Himmel, das Meer und die Erde!

Wo ich athme, wo mein Fuß hintritt

Verfolgt mich das grausamste Verhängniß.

Oh, wer entreißt mich dem Jammergeschick!

(Kommt schnell in den Vordergrund.)

Empor zum Himmel heb' ich meinen Blick,

Empor zum Himmel heb' ich meine Hände,

Ansehend dich, erhabner Sohn des Kronos!

Auf dessen Wink des Himmels feur'ge Globen

Verblinden gleich dem Licht der blöden Kerze;

Schenk' gnädig Endschaft meinem ew'gen Drangsal

Und führ mich bald zum heimischen Gestad'! —

— Ach! Weh mir! Wohin warfen mich die

Wogen?

Vergleichbar einer Wüste rings das Meer

Und eitlem Wasserreich das Land — und Luft

Und Land und Meer, Ginde ohne Ziel —

Grauensvoll! Kein Schall dringt an das Ohr, kein Laut!

Von Zeit zu Zeit nur kreischen klippumkreisend Seemöven, so die todte Einsamkeit

Ins vollste Leben rufend. — Mich durchschauert Allüberall des hohlen Nichts Phantom!

Dort aus dem Himmelswinkel stiert mich an

Ein hämisch schielend Niesenaug', der Abendfeuerkreis.

— Entrann ich jedem schrecklichen Geschick,

Noch schrecklicherem schmerzvoll aufgespart?

Nach blutigem Kampfe, dem Verlust der treuen

Genossen, schnöder Knechtschaft, grauenvollen

Schiffbrüchen und nach Leid von Feind und Freund

Auf wüster Insel soll ich hier verschmachten

In glühender Sehnsucht nach dem Vaterland?

Soll hier vielleicht ein gräßlich Ende nehmen;

Zerpeinigt von des Hungers grausen Schrauben,

Von des Barbaren wilder Hand erschlagen,

Zerfleischt zur Nahrung von des Feuers Klau?

Doch leben noch die mächt'gen Götter all,

Sie kennen ja die Qualen, die ich litt,

Und können herrlich mein Geschick vollführen.

So bett' ich mich getrost ins dürre Laub —

— Komm, süßer Schlaf, des einstigen Todes Zwillung,

Gieb Vorschmack mir von deines Bruders Kuß,

Was mir das Leben nicht gewähren kann,

In bunten Lichtern spiegle Du mir's vor,

Erwärme, speise, stärke, tränke mich,

Laß bald vor mir der Heimat Küste grauen

Und mich die Meinen, mich umhalsend, schauen!

(Tritt in die Baumgruppe und so, daß man ihn gleich nicht mehr sieht.)

#### Zweite Scene.

(Eine Halle im Palast.)

(Die Königin tritt auf, Eurymedusa folgt ihr.)

#### Die Königin.

Vorerst schien uns ein trüber Tag verheißen,

Doch bald rollt auf das Goldgespann am Himmel

Umbhängen rings von roßigem Gewölk

Und Palm und Baum und Nachtigall und Käfer

Erstauen sich mit uns neuer Lebenslust —

(Zum Fenster tretend.)

— Nomas muß ich dem Gatten Abschied sagen.

#### Eurymedusa.

Ja ja, nimm nochmals Abschied, hohe Herrin —

Der König geht zu häufig auf die Jagd

Und schweift er 'mal allein und ohne Bracke,

Da kommt wohl so ein Keuler, wie sie's nennen —

#### Die Königin.

Schweig Amme! —



(hinaussprechend.)

— Fahr wohl, mein Herr und König, fahre wohl!  
Ziehst du jetzt wieder hin zur blut'gen Jagd,  
Verwunde viel, wenn's sein muß, aber kehre  
Selbst unverwundet heim. — Hör', Amme!

Eurymedusa.

Ja, Königin?

Die Königin.

Wie kommt mein Töchterlein schon in den Hof?  
Ist sie's nicht dort, die mit dem Vater spricht?

Eurymedusa.

Nun machst du große, große Augen, nicht?  
Weil unser Kindlein heut so früh schon auf.  
Kaum angebrochen war der helle Tag,  
Da dehnte sich und wachte schon das Mägdlein,  
Und ohne sich wie sonst die sonnigen Guckäuglein  
Langzeit zu reiben, sprang's vom Lager auf  
Und kleidete sich an. Nun möcht' ich selber  
Gern wissen, was ihr durch das Köpfchen huschte?  
Dort spricht sie mit dem Vater, und der Vater fährt  
Im Scherz ihr mit dem Finger über die Lippen,  
Als wären sie ein Saitenspiel — sie spricht, da  
klingt's!

O, welche Honigsüß' in ihrem Anlitz!  
Nicht schöner, schlanker ist der Buchs der Ceder,  
Nicht purpurner das Blut der Purpurschnecke,  
Als ihr hochbausichtig Mündchen —  
Und ihre Wang' des jungen Ostens Schimmer  
Und ihre Augen, Königin, ihre Augen —  
Das ganze Mannsthum, von dem Licht geblendet,  
Bedeckt sein Aug' vor ihrem mit der Hand —  
Hier und in fernem Heimat sah ich viele  
Mägdlein,

Doch keins so schlank und hold und keins um-  
worben

Von so viel reichen mächtigen Freiern.....  
Das Mückenvolk plagt mich am Morgen schon —

Die Königin.

Nicht gut soll's thun, lobt man so übermäßig  
Die schönen Kinder. Amme! schweig drum lieber.

Eurymedusa.

Bis ruhig, fürchte nichts, ich bürge dir,  
Der Spruch der Alten, Herrin, trifft nicht ein —  
Du bangst, dir bleibt das Töchterlein nur kurze  
Zeit.....

Noch denk' ich jenes Tags wie heute —  
Schon ging es auf die Regenzeit — Die gelben  
Blätter

Sie raschelten im Sande vor mir her,  
Und sachte kam die süße Schlummerstunde,  
Noch wandelt' ich im Felde mit dem Kinde,  
Da schritt auf uns 'ne alte Wahrsag'rin —

Die Königin.

Das hört' ich mehr von dir als hundert Mal.

Eurymedusa

(zur Thür gewendet.)

Wie wallt das Leben ihr in allen Gliedern —  
Sie kommt herauf die Stufen, hurtig wie  
Ein Goldfischlein —

Die Königin.

An hübschen Gaben fehlt's ihr wahrlich nicht,  
Doch nimmt sie Antheil nur am Kinderspiel,  
Und ein vernünftig Wort erreicht sie nicht —

Eurymedusa.

O nun, sie ist 'mal wie sie ist, o Herrin —  
Hat doch ein jeder seine Schwächen, Herrin  
— Nun, liebes Kindlein, holde Blume.....?

(Nausikaa tritt auf.)

Nausikaa.

Sei mir begrüßt, herzliche, süße Mutter!

Die Königin.

Willkommen, liebes Kind. Schon ausgeschlafen?

Nausikaa

(hängt sich ihr um den Hals.)

Die Königin.

Unartige! du wirfst mich noch zu Boden.

(Man hört ein Jagdhorn.)

(Die Königin, Nausikaa und Eurymedusa  
eilen zum Fenster.)

Die Königin.

Dort zieht hinaus zum Thor der edle König  
Mit all den wackern Fürsten auf die Jagd.

Nausikaa.

Heil dir, mein Väterchen!

Die Königin.

Nun, Kind, warum entwandst du heute dich  
So früh dem Arm des Schlummers? Steh' mir  
Nede?

Nausikaa.

Ich fürchtete mit Grund, der Vater würde  
Ausziehen wie sonst zur Jagd, da ich noch schlief;  
Drum sprang ich schnell auf, kleidete mich an  
Und bat ihn — eben jetzt — er möchte mir  
Für heut den Wagen mit den Mäulern lassen,  
Auf daß ich könnte zu den Gruben fahren.

Eurymedusa.

Sieh, Herzchen, das war artig ausgedacht —  
So lobt dich Väterchen, so lobt dich Mütterchen,  
Und alles lobt und rühmet dich, mein Püppchen.  
Ja ja, was man nicht alles noch erlebt!

Die Königin.

Das heiß ich artig, löblich und geistig,  
Erfüllst du nun, was du mir längst versprochen,  
Nicht größte Freude kennt ein Mutterherz,  
Als wenn das Kind der Eltern Willen thut.



Eurymedusa.

Und gab er dir den Wagen und die Maulthier'?

Nausifaa.

Ja wohl! — Nun aber laßt mich eilends fort.

Die Königin.

Seht gleich?

Nausifaa.

Warum nenn nicht, du süße, süße Mutter?

Ein Traum ermahnete mich, ich sollt' mich sputen.

Eurymedusa.

Ein Traum? Erzähl' ihn Kind! O Träume hör' ich gern!

Die Königin.

So war es nur ein grau'ges Traumgesicht,  
Das dich geschreckt hat auf die Bahn der Pflicht?  
Voreilig lobt' ich dich und du — schäme dich! —  
Nahmst all mein Lob gelassen hin, als hätt'st  
Du es verdient.

(Zur Amme) So macht sie aus der Noth sich eine  
Tugend!

Nausifaa (lacht.)

Eurymedusa.

Nun Kind, erzähl' uns dein Gesicht, erzähl'!

Dann geb' ich dir dafür gewicht'ge Birnen,  
Nothbäck'ge Aepflein, süße Feigen — o erzähl'!

Nausifaa.

Das Bißchen Traum! das ist wie bald geschehn —  
Von Herzen gern — So horch' nur, gute Amme.  
— Auf düstern Grunde, der nicht Haus noch  
Höhle,

Nicht Fels noch Wald, noch irgend etwas vorstellt,  
Erschien mir Heliodora höhern Wuchses

Als wie im Leben,

Im weißen Kleide, blendend wie der Blitz,

Ihr Antlitz sah wie sonst aus, doch nicht ganz —  
Mit welchem Wort — wie drück' ich's aus?

Nun, sie

Gefiel mir mehr als gestern oder je,

Und warnte mich mit ernstem Blick: ich sollte

Der guten Eltern kostbare Gewande

Nicht lang mehr liegen lassen unbesorgt;

Da ward ich wach, ermannte mich und ging.

(Zur Mutter)

— Das nenn' ich doch kein grau'ges Traum-  
gesichte!

Eurymedusa

(sich mit den Händen Luft zusäuselnd.)

Der Himmel wend's, das wird ein heißer Tag!

Die Königin.

Du thatest wohl, dem Traum Gehör zu geben,

Durch den zur Pflicht die Götter dich geführt;

Doch sei den Eltern auch ein artig Kind;

Gehorsam ist der Ursprung jeder Tugend.....

Nausifaa

(treibt einen Mückenschwarm zum Fenster hinaus.)

Hinweg, ihr garstigen Mücken! Weg!

Die Königin.

Ich glaub', du spielst, indeß ich mit dir rede?

Nausifaa.

Nicht böse, trautes Mütterchen, nicht böse!

Ich höre schon — Was wünschest Du — Gebeut!

Dir zu Gefallen will ich jedes thun,

Gehorsam dir in allen Stücken sein,

Doch nur von einem Dinge rede nicht —

Du weißt ja, Herzensmutter, was ich meine —

Die Königin.

Und gerade darin wollt' ich, daß du folgest.

Glaub mir, es schmerzt die Mutter, wenn ihr Kind

Aus unbedachter Lässigkeit und Grille

Mit Füßen tritt des Lebens höchstes Glück.

Eurymedusa.

Ja ja, mein Seelchen, des Lebens höchstes Glück —

Berschmäh's ja nicht, sonst thut es selber dir

Den größten Tort an — Nimm den hohen Titan,

Den klugen Kopf.....

Nausifaa.

Den großen, willst du sagen. Ei, recht groß!

Ein mächtiger Kopf an einem schwachen Rumpf,

Als hing an einer Neb' ein schwerer Kürbis.

Er spricht so wenig — Er gefällt mir nicht —

Sez' ich zu einem Kürbis mich — und sage:

Komm her, mein Freund, und pläudern wir ein  
Weilchen!

Und helf ein wenig mit der Hand ihm nach,

Da nickt er oder schüttelt mit dem Kopfe

Und spricht so mehr, als Titan — glaubt mir's nur.

Eurymedusa.

Gewiß behagt dir mehr Euryalos

Die Königin.

Ein schöner Jüngling, sanft, geistig und edel.

Eurymedusa.

Ein schöner Mann! das will ich meinen, Herchen!

Nausifaa.

Was nennt ihr denn nur schön?

(Die Königin und Eurymedusa sehen einander  
schweigend an.)

Nausifaa.

Ich finde schön,

Was mir gefällt, als wie ein lustig Mägdlein,

Das mit mir tanzt und spielt und singt und springt;

Und glaubt mir's doch, daß von den Männern allen,  
Die ich gesehn, mir keiner will gefallen.

Eurymedusa.

Der dritte Fürst, sag' mir's, du liebe Blume.....



Mausikaa (hält sich die Ohren zu.)

Die Königin.

Man kommt mit ihr zu keinen Zweck, noch Ziel.

Mausikaa.

Nun darf ich wohl, mein süßes Mütterchen?  
— Komm, gute Amme, rüste mir den Wagen.

(Geht hinaus.)

Die Königin.

Bald fliegt sie her, bald fliegt sie wieder hin.

Gurymedusa.

Das, Königin, ist der Jugend leichter Sinn.

Die Königin.

Was giebst du ihr nun mit, Gurymedusa?

Gurymedusa.

Die Leibbröck' all, Kalare, Kleider, Gürtel —

Die Königin.

Drauf baden sich die Mägdlein wohl im Meer?

Gurymedusa.

Drum geb ich ihnen Fläschchen Oels auch mit,  
Das Haar zu salben — und dann Brot und  
Früchte —

Und dann — bah, welch ein heißer Tag! — den  
Fangball —

Doch Herrin, hast du sie betrachtet heute?

Sah unjer Kind nicht recht, recht schön aus heute?  
So blank die Haut, so rein wie die Narzisse,  
Auf Nacken, Brust, Stirn, Hals und Armen war  
Kein Büstelchen zu sehn, kein Malchen und kein Märbchen.

Die Königin.

Wahr, Amme, wahr, doch bin ich ungehalten  
Mit meiner Tochter kindischem Benehmen;  
Wosfern es nicht mit ihren Mägdlein tollern  
Und mit uns Narrtheit treiben kann:  
Sitzt sie wie schlummernd — von sich selbst nicht  
wissend,

Zuweilen hört sich's an, als würde sie  
Gesezter — doch im Nu ist alles hin,  
Ein Tropfen süßen Oels im salznen Meer;  
Das macht mir Kummer. — Nun Gurymedusa,  
Geh an's Geschäft — Auch ich hab' viel zu schaffen.

(Geht links.)

Gurymedusa.

Laß mich nur machen, Königin — Sei unbesorgt! —  
Um ihnen nachzurrennen, bin ich längst zu alt;  
Die kluge Heliodora hab' ein Aug' auf alle,  
Daß ihnen ja nicht Böses widerfahre;  
Doch warn' ich selbst zuvor die Mägdlein vor dem  
falschen Wasser,

Geb' ihnen sanften Wein und Frucht' und Brötchen —

(Geht rechts.)

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Poesie und Literatur.

**L. Steubs Novellen.** Die „Novellen und Schilderungen“ Ludwig Steubs, die sich früher im Morgenblatte fanden, sind nun gesammelt erschienen und gehören zu den empfehlenswerthen belletristischen Produktionen.

**Mainfagen.** Von dem Lyriker Alexander Kaufmann wird im Laufe der nächsten Monate eine Sammlung „Mainfagen“ erscheinen.

### Populäre Wissenschaft.

Die Preisausschreibung des Familienbuchs für historische Arbeiten. Die Redaktion des „Illustrierten Familienbuchs“ herausgegeben vom Oesterreichischen Lloyd in Triest, macht als

Ergebniß ihrer Preisausschreibung für historische Aufsätze vom 22. December v. J. bekannt, daß bei der am 23. Juni 1853 stattgehabten Zusammenkunft der Preisrichter der erste Preis dem mit dem Motto: „Aus dem Soldaten kann alles werden, denn Krieg ist jetzt die Lösung auf Erden“ (Wallenstein's Lager) eingesandten Stücke: „Graf Spork, k. k. General der Cavallerie“ einstimmig zuerkannt wurde. Bei Eröffnung des versiegelten Briefes zeigte sich Doktor juris Franz Löhner zu Baderborn in Westphalen als Verfasser. Den zweiten Preis erhielt mit Stimmenmehrheit der Aufsatz: „Johannes Müller und Friedrich Genz,“ biographische Parallele mit dem Motto: „Deliberante Roma perit Saguntum.“ Als Verfasser erwies sich Dr. Adam Wolf, Professor der Geschichte zu Pesth. Ferner wurden aus einer bedeutenden Anzahl vorzüglicher Arbeiten, welche sich unter den 116 eingelaufenen Bewerbungsschriften befanden, folgende drei, als den beiden gekrönten zunächst stehend, einstimmig bezeich-



net: 1) „Cicero und Cäsar.“ Eine biographische Parallele. Als Verfasser zeigte sich Karl Hoffacker zu Heidelberg. 2) „König Hieronymus und sein Hofleben.“ Eine geschichtliche Farbenskizze. Von Dr. phil. Heinrich König von Hanau. Endlich 3) „Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe.“ Von Frau E. von Hohenhausen in Preussisch-Minden.

## Musik und Theater.

**Die Deutschen und ihr Männergesang.** Die „Jahreszeiten“ enthalten unter der obigen Ueberschrift folgendes: der „Männer-Gesangverein“ von Köln hat in der Hauptstadt Altenglands, das seinen alten Beinamen „merry“ kaum mehr verdienen dürfte, eine solche Aufnahme gefunden, daß man nur wünschen möchte, er möchte in dieser Hinsicht ganz Deutschland in allen Beziehungen repräsentirt haben. Auch seine Rückfahrt und sein Wiedereintreffen glich einem Triumphzuge. Alles, was man darüber liest, ist in einer Begeisterung geschrieben, als hätte es nicht einer Sängereinfahrt, sondern irgend einer außerordentlichen weltgeschichtlichen That gegolten. Wir freuen uns der Erfolge einer unserer schallklingendsten und hörbarsten Saiten, können aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß in dem ungewöhnlichen Bombaste um jene Fahrt gewaltig viel Manierirtes ist, und namentlich die offizielle Zugabe in Köln selbst eben nur eine sehr materielle Grundlage, den Ertrag für den Dombau hat. Warum soll uns dabei nicht die Parallele in den Sinn kommen, wie es dem „Männergesange“ vielfach im deutschen Vaterlande ergeht, wenn und wo er nicht so ostensible und wohlgefällige Zwecke verfolgt. Damit soll natürlich dem wohlverdienten Erfolge des Kölner Vereins durchaus nicht zu nahe getreten, nur an die unabweißbare Wahrheit erinnert werden, daß jede Erscheinung erst im Zusammenhange mit den übrigen ihre wahre Stellung erhält. Nicht an sich, dieser Betrachtung wegen, könnte uns der Triumph der Kölner fast weh thun; er kommt uns fast vor wie eine gnädigste Erlaubniß an die Kunst, Kunst sein und sich auszeichnen zu dürfen — cum privilegio und in Anbetracht des durchaus unverfänglichen Zweckes. — Ein englisches Blatt sagt über den wunderbaren Zusammenklang des Kölner Vereins: „wie eine Gesellschaft von Dilettanten sich diese höchste Genauigkeit und Zartheit der Execution eigen zu machen im Stande war, begreifen wir nicht. Die einzige Erklärung ist wohl, daß diese Dilettanten Deutsche sind.“

**Lohengrin in Wiesbaden.** Weimar ist nicht mehr im Alleinbesitz des herrlichen Werkes Wagners geblieben. Lohengrin ist mit größtem Er-

folg in Wiesbaden aufgeführt worden. Von fern und nah waren Gäste dazu herbeigeeilt. Die Ausführung soll dem Theater wie den Darstellern alle Ehre gemacht haben. In Frankfurt, Danzig und Leipzig ist der Lohengrin zunächst in Vorbereitung.

**Die Neuberin.** Unter diesem Titel ist ein Schauspiel in drei Akten von Ernst Ritter (Pseudonym) auf der königlichen Bühne in Berlin ohne Beifall aufgeführt worden. Das Stück gehört zu den längst abgethanen Literaturkomödien und ist als solche nicht einmal vorzüglich.

**Johanna Wagner und die Frankfurter.** Johanna Wagner hat, wie man allwärts liest und hört, in Frankfurt a. M. nicht gefallen. Ein neues glänzendes Schlaglicht auf den musikalischen Verstand der freien Reichsstädter, welchen bekanntlich der „Lannhäuser“ auch nicht gefiel, während die „Indra“ der Apollis von Mecklenburg ihre vollen ungetheilten Sympathien bis zum Enthusiasmus erweckte. Johanna Wagner wird sich zu trösten wissen.

## Malerei.

**Lessings Luther.** Das „Kunstblatt“ enthält eine Beschreibung des neuen Lessingschen Bildes: „es enthält auf einer Fläche von sieben Fuß Breite und fünf und ein drittel Fuß Höhe eine dreifach gegliederte reiche Gruppe von Figuren, von denen die vordern noch nicht halbe Lebensgröße erreichen. Die Scene ist ein Platz vor dem Elstertore von Wittenberg. Hierher hatte Luther in Folge der päpstlichen Bulle, die seine Schriften verdamnte, durch einen öffentlichen Anschlag die Mitglieder der Universität auf den zehnten December 1520 Vormittag neun Uhr beschieden. Das Bild ist so geordnet, daß man in nicht zu großer Ferne einen Theil der Stadt und ihre Hauptkirche gewahrt. Die Dächer sind mit Schnee bedeckt, der, zum Theil zertreten, sich auch über den Vordergrund ausbreitet. Der fast gänzlich bewölkte Himmel zeigt sein Blau nur in einzelnen schmalen Streifen. Die Mitte des Vordergrundes nimmt ein Scheiterhaufen ein, gebildet aus den Büchern des kanonischen Rechts, den Decretalen der Päpste und Gess's Schriften. Ein statlicher Magister schürt das Feuer, dessen seitwärts aufsteigender Rauch sich mit den dunkeln Wolken des obern Theils der Luft vermischt. Rechts ist Luther an den Scheiterhaufen herangetreten. Die gewaltsam mit beiden Händen erfasste Bulle mit den biblischen Worten: „weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer“ den Flammen zu übergeben. Hinter dieser Hauptperson drängen sich Studenten in der dama-



ligen ritterlichen Tracht und andre Zuschauer aus dem Volke heran, um in möglichster Nähe zu sehn und zu hören, was da vorgehe. In der Gruppe, welche die linke Seite des Bildes einnimmt, Luther gegenüber, machen sich vorzugsweise die Koryphäen der Reformation bemerklich. Zunächst Melancthon, den wir im Profil sehen; an dessen Seite jedoch, mehr nach der Mitte hin, steht Forster, Kopf und Oberkörper mehr vorbeugend. Hinter diesen sind noch Bugenhagen, Bernhardt und andre an dem Reformationswerk damals Betheiligte zu erkennen. Ganz am Rande des Bildes fällt unser Blick noch auf einen Cavalier im pelzverbrämten Mantel, der die Linke ausdrucksvoll auf den Schwertschnauf stützt. Er schaut sehr trozig darein, scheint den Wünschen, welche einige neben ihm sichtbare Geiſtliche im Stillen hegen mögen, nöthigenfalls Nachdruck geben zu wollen. Zwischen den beiden Hauptgruppen, welche, getrennt durch den Scheiterhaufen die ganze Breite des Bildes einnehmen, wird noch ein Theil der etwas tiefer stehenden Volksmenge sichtbar. Unter wohlgenährten Mönchen und ehrsamem Bürgerleuten bemerkt man auch den Reformatorienmaler Lukas Cranach." Das ist die äußere Anordnung des Bildes, über das wir unsern Lesern mehr zu bringen gute Hoffnung haben.

Donizettischen „Belisar“ auf, welchen er durch seine treffliche Leistung genießbar zu machen wußte. Das Produkt Mäſtro Donizetti's wird hoffentlich bald wieder vom Repertoire verschwinden, dem dagegen durch die neueinstudierte „Jüdin“ eine Art Bereicherung bevorsteht.

In einem Privatcirkel hatten wir den Genuß, die Herren Concertmeister Maurer (Sohn des berühmten Violinisten) und Componist Damcke aus St. Petersburg zu hören. Beide trugen eigne Compositionen vor, die zu den gediegensten und besten ihrer Art gehören. Es ist, wie wir vernehmen, einige Hoffnung vorhanden, daß die genannten Herren vielleicht beim Beginn der nächsten Wintersaison vor einem größern Publikum öffentlich auftreten werden. —

Seit einiger Zeit ist das Julius Schrader'sche Bild „Leonardo da Vinci's letzte Stunde“ hier ausgestellt. Ein herrliches Werk, dessen möglichst oft wiederholte Ansicht wir nicht genug empfehlen können. Das städtische Museum wird nächsten Sonntag dem Publikum wieder eröffnet werden, nachdem es wegen der nun zu Ende gehenden Kunstausstellung in der Centralhalle, die viel des Trefflichen und Schönen enthielt, einige Zeit geschlossen war.

### Correspondenz.

⊙ Leipziger Wochenchronik.  
(Am 18. Juli)

Fräulein Luise Siber's fernere Gastdarstellungen brachten uns wieder einmal Charlotte Birch-Pfeiffers „frei nach einer Berthold Auerbach'schen Erzählung bearbeitetes“ Stück „Dorf und Stadt.“ Wie es bei dieser Bearbeitung hergegangen, ist bekannt, sagte doch Berthold Auerbach selbst, daß es ihm beim Lesen des Theatermanuskripts zu Muthe gewesen, wie Eltern, die ein geraubtes Kind unter den Seiltänzern wiederfinden. Die Rolle des Forle, welche eine der Paraderollen unsrer deutschen Schauspielerinnen geworden ist, fand an Fräulein Siber eine treffliche Repräsentantin. Ein paar schwache Lustspiele von Noderich Benedix „Eigensinn“ und „die Hochzeitsreise“ und Holtei's Melodram „Lenore“ zeigten uns, daß Fräulein Siber es eben versteht, auch der schwächsten Produktion einigen Reiz durch ihr geistvolles und lebendiges Spiel zu geben. Die von uns erwähnte Natürlichkeit im Vortrag wurde bei weitem nicht mehr so vermist.

Neben Fräulein Siber setzte Herr Meer sein Gastspiel auf unsrer Bühne fort. Er trat im

Berlin, Mitte Juli.

Berlin seufzt unter der drückendsten Sommerhize, ist es da zu verwundern, wenn auch Theater und Kunst ein mühsames und gedrücktes Leben führen? Freilich floriren jetzt Sommertheater und Gartenconcerte mehr, als irgend sonst, und wer hierin seine Befriedigung zu finden vermag, dem muß hier im wahrsten Sinne des Wortes der Himmel voller Bapzgeigen hängen, und der Berliner, — der glückliche Mensch! — findet seine Befriedigung hierin. Welch' ein herrliches Institut ist doch so ein Sommertheater! Zu jeder Dosis Geist, die man hier einnimmt, kann man sogleich zwei Dosen leiblicher Nahrung zu sich nehmen, um der erstern das Gleichgewicht zu halten, und so hat man ja hier beides vereinigt, was den Menschen in seinem natürlichen Zustande glücklich machen kann, nämlich panem et ludos.

Doch darf ich nicht ganz ungerecht sein, wir haben trotzdem manches Neue gehabt, wenngleich dies Neue nur in einem Theil des Kunstlebens, nämlich in der Oper aufgetreten ist, während das Schauspiel ziemlich leer ausging. Ueberhaupt ist der Geschmack der Berliner, von dem Proletariat hinaus bis zu den hohen und höchsten Herrschaften der Art, daß sie an den Beinen einer Tänzerin und an den Trillern und Säusern einer saden Oper mehr Gefallen zu finden scheinen, als an



einem gediegenen Drama. Freilich braucht man dort nur Augen und Ohren aufzusperren, während man hier denken muß. Aber beim Denken, meint der Berliner, hört alles Vergnügen auf, und für sein Geld will man doch etwas haben!

Die bedeutendste Erscheinung, die wir in der letzten Zeit hier gehabt haben, ist unstreitig Roger, der in einigen Gastrollen, so mehrmal in der „weißen Dame“ aufgetreten und durch seine herrliche Stimme, sowie durch sein durchdachtes Spiel gerechte Anerkennung gefunden hat. Neben ihm und nach ihm gastirte und gastirt noch jetzt die Königsberger Operngesellschaft, die indeß hier nicht recht an ihrem Plage zu sein scheint. Für eine Provinzialstadt mag sie gewiß sehr Tüchtiges leisten, Berlin kann sie jedenfalls nicht genügen.

Unser Schauspielrepertoire ist durch ein neues Stück der Birch-Pfeiffer vermehrt; es heißt „Nose und Nöschchen.“ Die Hauptrollen sind zwei jetzt hier gastirenden, allerdings talentvollen Schauspielerinnen, den Geschwistern Franz auf den Leib geschrieben. Das Stück selbst ist ganz Birch-Pfeiffer'sch, aber es macht leidliches Glück, weil es den Ansprüchen des großen Publikums entspricht. Die Muse der Birch-Pfeiffer geht bei dem hiesigen Publikum betteln, und wer hier mit der gehörigen Unverschämtheit betteln kann, wird selten seinen Zweck verfehlen.

Schließlich kann ich Ihnen mittheilen, daß auf der Hofbühne der „Michael Angelo“ von Hebbel zur Aufführung vorbereitet wird, ein Fall, der gewiß sehr erfreulich ist, da man Hebbel bisher sehr ignoriert zu haben scheint. F. Gr.

#### ## München, Mitte Juli.

Louis Gallait's Bild: „die Schützengilde von Brüssel etc.“ hat auch bei uns in der „Metropole der Kunst“ oder doch der Künstler seinen Einzug gehalten, und hohes Interesse und vieles Hin- und Herreden wach gerufen. Die Proteste von künstlerischer Seite halten die wenigsten ab, das Gemälde Gallait's für ein bedeutendes Kunstwerk zu erklären. Uns gleichfalls nicht.

Im Theater erfreute uns eins der besten deutschen Lustspiele, Heinrich von Kleist's „Zerbrochener Krug.“ Bis auf die romantischen Schrullen, die dem Dichter des „Räthchen von Heilbronn“ nun einmal ankleben und die der tüchtige Dingelstedt für die Aufführung glücklich und ohne dem Werke zu nahe zu treten beseitigt hat, ist dieser „Zerbrochene Krug“ ein Meisterstück komischer Kunst. Wenn man bedenkt, was „deutsche Lust-

spiele“ heißt, so möchte man sich Kleist's Stücke gegenüber für unsre Lustspieldichter schämen. Das sind sie aber nicht werth, denn sie kennen weder Scham noch Scheu und treten, wenn die Tantieme gut ist, gern und bereitwillig die Kunst mit Füßen.

Bogumil Davison ist hier. Wissen Sie was das heißt, Bogumil Davison? Hören Sie was der geistreiche J Correspondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ über seine erste Rolle, über Hamlet sagt: „Davison's Hamlet ist ein Ereigniß für die Kunst dramatischer Darstellung in Deutschland, indem er es wagt, mit der falschen Bühnentradition zu brechen und den Charakter im Geist und Sinne des Dichters neu zu schaffen, der Beifall, den er von einem stuzenden Publikum anfangs ertrotzte, bis er ihm mit lauter Begeisterung gespendet wurde, rechtfertigt zugleich eine frühere, hier viel angefochtene Kritik Ihres Correspondenten über die Auffassung dieser Rolle.“

Die erwähnte Kritik war die über Emil Devrient's Leistung als Hamlet absprechende. Wir stimmen ihr noch nicht unbedingt bei, aber daß Davison's Hamlet größer und wahrer ist, wer möchte es bezweifeln!

#### Vermischtes.

C. P. Berger. Mehrere Blätter enthalten kurze Nekrologe des am 10. Juni zu Altdorf in Bayern verstorbenen frühern Sängers C. P. Berger, dem größern Publikum als Verfasser der Lustspiele: „die Bastille“, „Maria von Medicis“ etc. bekannt. Nach denselben erscheint der Verstorbene in einem durchaus freundlichen Lichte, er war einer der wenigen Menschen, in denen die wahre und echte Harmlosigkeit noch eine Stätte gefunden hat. Seine letzte kleine literarische Arbeit, eine Erzählung nach einer oberbairischen Volkssage „die drei Kohlbrenner von Burg“ veröffentlichten die „Jahreszeiten.“

#### Briefkasten.

Herrn B. A. in Wien. Lassen Sie uns doch von sich etwas hören. So bald als es Ihnen möglich ist. — Herrn E. F. in Magdeburg. Haben Sie unsern Brief nicht erhalten? — Fr. M. W. in Freienwalde. Haben Sie die Güte einzusenden. Es soll uns stets alles willkommen sein. — Fr. H. H. in Mainz. Sie erhalten bald Nachricht. Herrn K. in G. Wo bleibt der versprochene Artikel?

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.